

Objekttyp: **Issue**

Zeitschrift: **Schweizer Frauenblatt : Organ für Fraueninteressen und Frauenkultur**

Band (Jahr): **26 (1943-1944)**

Heft 29

PDF erstellt am: **30.05.2024**

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern. Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Schweizer Frauenblatt

Abonnementspreis: Für die Schweiz per Post jährlich Fr. 11.50, halbjährlich Fr. 6.30
Auslands-Abonnement pro Jahr Fr. 16.—
Eingel.-Nummern kosten 20 Rappen / Erschließung auch in sämtlichen Bahnpost-Kästen /
Abonnements-Einsparungen auf Postgebühren
Konto VIII b 58 Winterthur

Offizielles Publikationsorgan des Bundes Schweizer Frauenvereine
Schweizerischen Zivilen Frauenhilfsdienstes

Verlag: Genossenschaft „Schweizer Frauenblatt“, Zürich
Anzeraten-Annahme: August Fide U.-G., Stadelhofen 64, Zürich 2, Telefon 729 75. Postfach-Konto VIII 12433
Administration, Druck und Expedition: August Fide Winterthur AG., Telefon 222 52. Postfach-Konto VIII b 58

Organ für Fraueninteressen und Frauenaufgaben

Insertionspreis: Die einseitige Zeile mit 10 Wörtern oder deren Raum 15 Rp. für die Schweiz, 30 Rp. für das Ausland /
Reklamen: Schweiz 45 Rp., Ausland 75 Rp. /
Gifferegebühren 50 Rp. /
Keine Verbindlichkeit für Placierungsvorschläge der Inserate - Inseratenschluß Montag abend

Ledig der Ledigensteuer!

I. M. „Der Zivilstand als Steuerkriterium ist ein gefährliches Präjudiz. Wenn in dieser Weise neue Steuerkriterien eingeführt werden, kommen wir morgen zur Besteuerung der Doktoren- und Professorentitel und übermorgen zur Besteuerung der blonden Haare“, äußerte Dr. Schäfer in der Eintretensdebatte zur kantonalen Kriegsteuervorlage im Basler Grossen Rat. Es geht darum, daß Ledige, deren steuerbares Gesamteinkommen mehr als Fr. 6000.— beträgt, einen Zuschlag zur Einkommenssteuer von 10 Prozent, höchstens aber von Fr. 500.— zu entrichten hätten. Dadurch würden dem Fiskus circa Fr. 150,000.— zufließen. (Der Betrag der übrigen Vorlage wird auf ca. 5,5 Millionen Franken geschätzt.)

Und was sagen nun die Frauen zum Steuerkriterium des Zivilstandes, zu dieser Ledigensteuer und überhaupt zur Ledigensteuer?

Einmal muß sie den Frauen paradoxerweise gleichwertige Leistung das Argument entgegen, die Männer hätten eben im Gegensatz zu ihnen für Familien zu sorgen. Aus diesem Grunde gehören den gleichviel leistenden (und hin und wieder vielleicht auch weniger leistenden) Kollegen mehr Lohn. Man kann sich nun zu diesem Problem stellen wie man will, eines ist auf alle Fälle sicher, wenn den Frauen schon in Anbetracht einer erst sekundären (aber immerhin vorhandenen) Unterhaltspflicht weniger Lohn zugesprochen wird, so wird bei ihnen konsequenterweise auch nicht viel Geld zu holen sein. In Anbetrachtung jenes Wortes ließe sich hier sagen: Wo man wenig füt, gibt es auch wenig zu ernten.

Etwas anders stehen die Junggefellinnen da. Denn man wendet ja den Grundsatz „mehr Lohn in Anbetracht familienehrlicher Unterhaltspflichten“ großzügig an. (En Paraphrase: Es ist nicht überflüssig, zu bemerken, daß, so einleuchtend diese Großzügigkeit mit einem Seitenblick auf eine mögliche spätere Unterhaltspflicht ist, sie dagegen in der Praxis besonders selten dort einzuleuchten scheint, wo die Frauen nicht nur mögliche, sondern tatsächlich wirksame Unterhaltspflichten haben. Man hört so wenig, daß Witwen, unehelichen Müttern, geschiedenen Frauen, Ehefrauen eines erwerbsunfähigen Mannes hinsichtlich ihrer Unterhaltspflicht für gleiche Leistung ein höherer Lohn als einem ledigen Kollegen oder gleichviel wie einem verheirateten zukommt.) Man sieht im Junggefellinnen bereits den Ernährer einer zukünftigen Familie. Anders als den erwerbenden Ehemann billigt man ihm häufig einen finanziellen Spielraum zu, um das wirtschaftliche Fundament für eine Ehe zu schaffen. (Die Aussteuer bringt zwar ebenso häufig die Tochter.) Er soll sich für seinen späteren Hausstand einen Boden schaffen können.

Zielt die Ledigensteuer nun auf die Erwerberrückgründe dieses Bodens? Im Gegensatz zu den wirtschaftlich knapperen Verhältnissen erwerbender Frauen würde hier rein rechnerisch etwas mehr herauskommen. Aber trotzdem ist es fraglich, ob sich eine Ledigensteuer auch in Anbetracht der Junggefellinnen auf weite Sicht lohnen würde. Man ist versucht zu sagen, es „lohnt“ sich so gut und so schlecht, wie bei Holzhandel mit den Möbeln einzubeziehen. Nimmt man die Möbel, so hätte man wohl das erste Brennholz, aber die unentbehrlichen Möbel nicht mehr. Woher sie dann nehmen, woher? Vielleicht bliebe keine andere Lösung, als aus dem Brennholz wieder Möbel zu machen. Das ist komplizierter und schwieriger, und man hätte es geheißen beim Alten belassen und seinerzeit eine andere Lösung gesucht. Mit anderen Worten: Man will doch nicht, daß der Staat jungen Leuten um so mehr mit Ehestandsdarlehen vorwärts helfen muß, als eben eine Ledigensteuer das Sparen zur Gründung eines eigenen Hausstandes erschwert hat. — Was nützt es, einen Fünftel zu bekommen, wenn man ihn mit einem anderen Fünftel verliert?

Diese Frage kann man sich nicht nur hinsichtlich des erschwerten Sparens stellen, sondern noch in anderer — gerade die Frauen besonders treffender — Beziehung.

Wohl haben ledige Frauen, sofern sie keine Kinder haben, auch keine Unterhaltspflichten. Sine qua non sind sie in genau gleichem Maße wie die Männer Eltern, Großeltern und Geschwistern gegenüber unterhaltspflichtig. Immer wieder verblüfft das Ausmaß der Unterhaltspflichten, welches aus Erhebungen bei den Frauen einzelner Berufsgruppen hervorgeht. Nicht ungerechtfertigterweise ist die ledige Frau, welche weit über ihre rechtliche Unterhaltspflicht hinaus den Verwandten hilft, geradezu eine legendäre Gestalt geworden. Nun, es sind diese Frauen und ihre Schillinge, welche durch eine Ledigensteuer betroffen werden, d. h. die Frauen unmittelbar und die Unterstützten mittelbar. Oder genauer: Aus diesen Unterstützten werden eben weniger oder nicht mehr Unterstützte. Wer aber für die Leute sorgen muß, wenn gar niemand mehr für sie sorgen kann, weiß man. Es ist das Gemeinwesen. — So bräute die Ledigensteuer auf der einen Seite eines ein, würde aber gleichzeitig auf der anderen Seite eine neue Ausgabe verursachen. Wo bleibt da der Gewinn? — Es ist deshalb auch nicht zu ungefähr, daß verschiedene Kantone, welche sich eingehend mit dem Problem der Ledigensteuer befaßt hatten, solche Pläne wieder fallen ließen.

Aber selbst, wer sich allen diesen Erwägungen verschließen würde, wer die Bedürfnisse der Ledigen gegenüber den verheirateten oder verheirateten kursorgehand in den Hintergrund stellt, soll sich vergegenwärtigen, daß man jener vermeintlich

größeren wirtschaftlichen Leistungsfähigkeit der Ledigen bereits in zahlreichen Kantonen, welche eine eigentliche Junggefellenteuer nicht kennen, Rechnung getragen hat. So übrigens auch im Kanton Baselstadt. Das steuerrechtlich erhebliche Existenzminimum ist nämlich bei Verheirateten und Ledigen differenziert ausgestaltet. Zudem sind den Verheirateten Kinderabzüge gestattet. Würde man schon aus diesem Grunde mit einer speziellen Ledigensteuer nicht zu weit gehen?

Es gibt nun aber noch einen anderen Gesichtspunkt als den wirtschaftlichen, welcher zur Ablehnung der Ledigensteuer drängt. Auch dieser Gesichtspunkt liegt den Frauen ganz besonders nahe.

Ist es praktisch nicht so, daß, was die Ledigen mehr steuern, indirekt den Verheirateten und ihren Angehörigen zugute kommt? Wird von den Angehörigen verlangt, daß sie die Lasten der Verheirateten tragen?

Deshalb wollen wir auch einmal in Betracht ziehen, daß ja gar niemand gezwungen ist zu heiraten. Im Gegenteil, es fehlt nicht an allerhand Mahnungen zur Verhütung. Vor jeder Ueberlieferung warnen nicht nur die Witwen, welche über die vielen Ehescheidungen klagen, sondern sogar die Dichtung:

„Nebel, wenn du weiteite bist,
Schick mir nicht so drü
Wie ne hungrige Drückerhändel
I ne heiße Bich“

und Robert Burns verschmäht nicht, auf ebensolche wirtschaftliche Folgen aufmerksam zu machen:

„Einmal chnöpfli, zweimal chnöpfli,
Drümal chnöpfli tägli;
Sie chnöpfli mit na z'Lumpus z'leht,
Die hungerlindermägli!“

Gezwungen wird niemand. Im Gegenteil. Wer heiratet hat, hat offenbar die Frage: „Ist der ledige oder der verheiratete Stand der glücklichere?“ freiwillig zugunsten des letzteren beantwortet. Nun überbringt es dem Gerechtigkeits-

gefühl, daß, wer diesen vermeintlich glücklicheren Stand gewählt hat, zur Erleichterung der Lasten dieses Standes noch die vermeintlich weniger glücklichen in Anspruch nimmt.

Wie gesagt, es ist niemand gezwungen, zu heiraten. Dagegen sind aber — und das geht nun entscheidend die Frauen an — viele, viele Schweizerinnen gezwungen, ledig zu sein. Eindeutig gezwungen. Zur Begründung brauchen wir kein einziges Wort, sondern nur zwei Zahlen: Nach der Zählung vom 1. Dezember 1930 haben in der Schweiz 1,958,349 Männer 2,108,051 Frauen gegenüber. Darf da die Idee, daß Frauen von Frauen grundrindlich für nichts und wieder nichts als ihre bloße Existenz befreit werden, noch mehr um sich greifen? Die Kantone Zürich, St. Gallen, Neuchâtel und Gené haben bereits eine Ledigensteuer. Auch steht der Kanton Bern vom 1. Dezember 1940 über die Erhebung einer Ledigensteuer für Ledige einen besonderen Einkommenstarif mit erheblichen Härten im Ansehen vor. Wäre eine solche Steuer nicht eine Straffsteuer? Eine Art Geldstrafe, weil diese vielen tausend Frauen leben — zu leben?

Aus mehr als einem guten Grund setzt sich deshalb die Vereinigung für Frauenrechte in Basel und Umgebung für die Ablehnung der vorgeschlagenen Junggefellenteuer ein.

Aber wie lange muß der Einsatz der Frauen für ihre Ansicht noch die Tragweite einer bloßen Bitte haben? Wie lange geht es noch, bis der das wirksame Mittel zur Vertretung unserer Ansicht, das Stimmrecht, haben?

In den letzten Jahren ist auch bei uns die Sitte der „fiften Minute“ für ein besonderes Geben aufgetaucht. Wie wäre es, wenn man einmal eine solche „fiften Minute“ einfügen würde, um sich zu vergegenwärtigen, wie manche die Frauen treffende Vorurteile, mit welcher sie sich nicht erblenden erklärt hätten, über ihren Kopf hinweg in Kraft gesetzt worden ist, weil ihnen immer noch das rechtliche Mittel fehlt, ihrer Stimme Gehör zu verschaffen.

Nochmals „Arbeitsbeschaffung und Frauenarbeit“

Unter diesem Titel stellte in der letzten Nummer (25) eine Ausführung über den

Zwischenbericht des Bundesrates über die vorbereitenden Maßnahmen der Arbeitsbeschaffung

fest, daß sich darin erfreuliche und verständnisvolle Anzeichen zeigen, die Frauenarbeit auf der Grundlage einer Gleichberechtigung in die Maßnahmen der Arbeitsbeschaffung einzubeziehen. Tatsächlich ist die Anerkennung der „Ansprüche der Frau auf Gleichberechtigung bei der Ausübung eines Berufes“ eine recht er-

freuliche Grundbeurteilung. Eine andere Frage aber ist, ob

die Einschränkungen welche im bundesrätlichen Bericht harmlos ausfallen, in der Praxis nicht zu Härten und Ungerechtigkeiten führen können. Dr. Dora Schmidt unterzieht im Neuen Winterthurer Tagblatt diese Einschränkungen einer eingehenden

kritischen Prüfung:

„I. Diejenigen weiblichen Arbeitskräfte, die lediglich während dem Kriege aushilfe-



Ein heteroter Roman von A. L. Monti.

Vorgeschichte: Nach unerwartlichem Tode ist es Albert Hübner endlich gelungen, in der Person einer Schauspielerin Rita Otero, jene Liebste ausfindig zu machen, welche mitten im Strafgefangnis und auf Distanz seine Liebe auf den ersten Blick gewonnen hatte. Er heftet sich an ihre Fesseln und ist mit dem Absichtsvollen auf der Stelle nach Bern, dessen ist die Unterhaltung mit einer Kollegin auf den Schauspieler Praxmarer gekommen. Er macht Rita bei Hof, wodurch er im Tage Alberts ein Dorn wird.

7. Fortsetzung:

„Hat Rita eigentlich mehr Gage als Sie?“ forschte er weiter.

„Wieso? Wie kommen Sie darauf? Sie meinen, weil sie zweite Klasse fährt, während wir... nein, nein!“ sie beugte sich vertraulich vor: „... Rita kriegt nämlich überhaupt keine Gage. Sie singt unsonst.“

„Hat sie denn eigenes Vermögen, daß sie sich das leisten kann?“

„Ich weiß nicht. Vielleicht kriegt sie das Geld von ihrem Mann.“

„Von ihrem... sie ist ver... von ihrem Mann.“

„Ich weiß nicht, was er ist und wie er heißt. Sie spricht niemals über ihn, nicht einmal zu mir. Ist auch unwichtig!“

Sie schien erst jetzt richtig ins Fahrwasser zu kommen, und Albert füllte ihr von neuem das Glas. Doch sie hielt sich plötzlich an der Tischkante fest und murmelte:

„Ich glaube, ich habe zu viel getrunken. Sie werden jetzt müssen Sie mich an meinen Platz zurück begleiten. Allein finde ich den Weg nicht mehr...“

Vor ihrem Abteil angelangt reichte sie ihm die Hand.

„Danke, für den netten A-a-abend... und wenn Sie einmal Rat oder Hilfe brauchen, können Sie immer auf mich... rechnen.“

Das Nicolaische Opernensemble war ein sogenanntes Sommerunternehmen, das heißt, es lehte auf, wenn die andern Theater ihre Tore schlossen und verdämmerte, wenn Ende August die großen Bühnen mit ihrem eigenen Spielplan begannen.

In dem allgemeinen Wirrwarr, der am ersten Tag in Gené herrschte, war Albert der einzige, der nichts zu tun hatte, überall dabei sein wollte und überall im Wege stand. Er verfolgte die geliebte Frau wie ein Schatten. Vom Hotel ins Theater, von der Bühne in die Garderobe, von der Garderobe in die Kantine, von der Kantine ins Bühnenhaus.

Als das erste Klingelzeichen durch das Haus schallte, da hand Albert schon längst vor der Garderobe Nr. 1 und wartete mit ungeduldriger Geduld, daß er hereingelassen werde. Zu seinem Unglück gab es in dieser Garderobe keine spanische Wand, so daß er draußen warten mußte.

Ja, er durfte nicht hinein, er mußte sich draußen die Beine in den Leib setzen, aber Direktor Nicolai, der klopfte nicht einmal an, der fragte nicht um Erlaubnis, sondern ging einfach hin zu ihr. Aber nicht nur Nicolai, auch der junge Bengel Meier, der sogenannte Sekretär, und Deggl, und selbst Praxmarer hatten einen Passpartout in ihre Garderobe. Die Garderobiere hatte durch den Türspalt den ungehörigen Wartenden gerade beschuldigt, daß Frau Otero gleich fertig sein werde, als der finstere Tenor die Türe der Garderobe öffnete und ohne zu fragen, ohne Albert eines Winkes zu würdigen, in Garderobe Nr. 1 verschwand.

„Zeder durfte hinein zu ihr, nur er nicht!“

Wäre Albert erhabener gewesen, so hätte er diese schmerzliche Zurückweisung vielleicht schmeichelhaft, ja hoffnungsvoll empfunden. Dann hätte er vielleicht überlegt, daß Kollegen meist nicht als Männer betrachtet werden, sondern als behofte Wesesen, mit denen man herrschaftlich zu tun hat.

„Sich heute früh suchte ich eine Gelegenheit, Sie zu sprechen“, sagte er, als er sie später zwischen zwei Musikanten erwich. „Wann kann ich Sie endlich unter vier Augen sprechen?“

„Morgen!“ lachte sie fröhlich.

„Bestimmt?“

„Ganz bestimmt!“

„Lange?“

„Sehr lange!“

Sie lachte ihn liebenswürdig an, sie war nicht

mehr so kühl und zurückhaltend wie bisher, und er hatte das Gefühl, als ob jetzt endlich das Glas gebrochen sei.

Nach der Vorkellung besetzte er Rita das Hotel zurück. Sie ließ sich sogar zu einem Wokke einladen. Ja, es hatte durchaus den Anschein, wie wenn Rita sich für Albert interessierte. Als sie auftraten, nahm sie sogar seinen Arm, gleichsam um zu verhindern, daß sie zu ihm gehöre und er zu ihr.

Dann allerdings kam die letzte Dufche. In der Dofelstube ließ sie ihn einfach sitzen und ging mit Praxmarer, der plötzlich neben ihr aufgetaucht war, die Treppe hinauf. Sie winkte noch einen Gutenachtsgruß, dann war sie seinen Blicken wieder entzogen.

Was war das nur? Spielte sie mit ihm? War das wirklich ein Rivale dort oben? Hatte sie nicht mit ihm etwas geschickert? War das ein Gutenachtsgruß oder eine Verabredung? Der Gedanke, daß Praxmarer jetzt vielleicht in ihrem Zimmer sei, war unerträglich für Albert. Die nachmittäglichen, heißen Gedanken überließen ihn, so daß er es in keinem Zimmer nicht aushalten konnte, sondern mitten in der Nacht wachte um keinen drohenden Kopf an der kühlen Luft zu beruhigen.

Er mußte sich Gemütsruhe verschaffen, auch wenn er alle Gehebe des Faltes und der Schlingen verweigerte. Er betrat eine öffentliche Telefonkabine und verknüpfte zweimal hintereinander das Hotel, suchte das Zimmer Praxmarer, dann „ih“. Zimmer, Sie waren beide da, Sie in Zimmer 22, er in

weife eine Arbeit angenommen haben, sollen aus dem Produktionsprozeß ausgeschlossen sein. Das mag in gewissen Fällen richtig und billig sein. Zu beachten ist aber, daß die wirtschaftliche Lage vieler Familien und Einzelindividuen sich während der bald jährigen Kriegszeit geändert hat und sich bis zum Eintritt einer allfälligen Krise noch ändern wird. So sind heute viele auf Verdienst angewiesen, die es vor drei oder vier Jahren nicht waren. Denn auch die Frau übernimmt meist wegen der finanziellen Lage der Familie besagte Berufsarbeit. Der Vorschlag des Bundesrates läßt den dringlichen Wunsch aufkommen, in allen Fällen, wo seine Formel auf Ausschluß der Reuekommenen zur Anwendung kommen soll, eine gerechte Ueberprüfung der wirtschaftlichen Notwendigkeiten für den Frauenberuf vorzunehmen. Wenn das Prinzip nicht nur in der Industrie, sondern auch auf die Verhaltung zur Anwendung kommen soll, wäre es wünschenswert und würde gewiß für verantwortungsbewußte Frauenkreise eine Veranlassung bedeuten, wenn Frauenkommissionen bei den so garten Entlassungen mitwirken könnten.

2. Der gleiche Wunsch ist berechtigt, wenn der Bundesrat weiterhin proklamiert, daß es nicht unbillig sei, bei einem etwaigen Abbau der Beschäftigten die verheiratete Frau, deren Ehemann ausreichenden Verdienst hat, früher zu entlassen als Familienväter. Positiv zu werten vom Frauenhandpunkt ist an dieser Darlegung, daß nur Familienväter und nicht dem Manne schließlich eine Vorrangstellung eingeräumt wird und daß andererseits nur die verheirateten und nicht alle Frauen zurückgestellt werden. Besorgniserregend aber ist der sehr bedauerliche Begriff „ausreichenden Verdienstes“. Nicht jeder Ehegatte, der einen Durchschnittslohn bezieht, hat ausreichende Einnahmen, gemessen an den Familienverpflichtungen.

Wenn überhaupt der Faktor der wirtschaftlichen Leistungsfähigkeit des Arbeitnehmers bei Entlassungen in Betracht gezogen werden muß, so sollte doch das Bedürfnis nach Verdienst, gemessen nach dem vorhandenen Vermögen und an den gegenwärtigen und zukünftigen Familienlasten geistlicher und nichtgeistlicher Art geprüft werden. In seinem Vorschlagsentwurf zur Arbeitsbeschaffung hat der Bundesrat unter anderem vorgezogen, zur Entlastung des Arbeitsmarktes und der Krisis notfalls diejenigen Frauen, die erst seit Kriegsbeginn in der Erwerbswirtschaft tätig sind und bei Entlassungen vorab diejenigen verheirateten Frauen, deren Mann ein genügendes Arbeitsentkommen hat, auszuscheiden. Es wird also versucht, die Krisenmaßnahmen zu kombinieren mit einer gewissen Familienpolitik und mit einem Schutz der eingetragenen Arbeitskraft.

Eine andere Frage

Die bundesrätlichen Darlegungen rufen, wie viele vom gleichen Geist getragen, einer anderen Frage es nicht im Interesse der Schweizerischen Wirtschaft, daß die Behörden der Berufsberatung und Stellenanbieter und -anwärterinnen oder der zur Arbeitslosigkeit Verurteilten beiderseitige Rechnung tragen würden? Als Basis für Betrachtungen von der Art, die sie für den Bundesrat anstellt, gilt doch offenbar der Satz: Der Mann hat, gleichviel welches seine Leistungsfähigkeit ist, Anspruch auf Arbeit und eigenen Verdienst, die Frau nur unter gewissen, die Berufsberatung nicht beherrschenden Voraussetzungen. Und doch ist die berufliche Eignung, ja Ueberlegenheit der Frauen in verschiedenen Arbeitsgebieten, auch außerhalb von Landwirtschaft, Hausdienst und Fürsorge, nachgewiesen. Die

Schweizerische Wirtschaft und unser soziales Leben verdanken der erhaften, ausdauernden Arbeiterin, der geduldeten Sekretärin und Kassierin, der zuverlässigen Kassierin, der hingebenden wissenschaftlichen Mitarbeiterin, der geüblichen Laborantin, der erzieherisch begabten Lehrerin, schon heute unendlich viel.

So daß ein modernes Arbeitsbeschaffungsprogramm nicht nur Rücksicht, sondern eine durchgreifende Revision der konventionellen Vorstellungen von Frauenarbeit und Frauenberufseinrichtungen einhalten sollte.

Der Bundesrat ist ja bestrebt, in seinem „Zwischenbericht“ den Stimmen der Gegenwart, der „neuen Zeit“, Rechnung zu tragen. Das besagt schon die Einleitung, in welcher vieles über Wort geworfen wird, was bisher zum Gedankenfeld volkswirtschaftlicher Vorkämpfer des Bundesrates gehörte. Warum dann nicht im Interesse der Wirtschaft auch in Bezug auf Frauenarbeit einen etwas

modernerer Standpunkt

einnehmen? In der Auffassung des Bundesrates sehen wir nämlich Spuren jener archaischen Denkformen in Bezug auf die soziale und berufliche Stellung der Frau, die wir zu unserem Bedauern streifenweise noch in den Sanktionen unseres Landes antreffen. Der Hochschweizer stellt oft noch mit Befremden fest, daß im Wallis und Tessin der Frau auf dem Lande nicht nur ein Uebermaß an Arbeit zugemutet wird, sondern daß selbst in Anwesenheit des Mannes und der Söhne die Frau physische Arbeiten zu verrichten hat, die ihr nicht angemessen sind und die nach eigenem Willen in der Industrie ausdrücklich verboten sind. Wir denken da an das Heben schwerer Lasten. Wie oft trifft man auf dem Walliser Bergpfad den Gatten hoch zu Ross, ohne jede Bürde, ein Pfeiflein rauchend, und die Frau barfuß, mit der schweren Kette mit Waren (manchmal allerdings auch mit Pfeife!).

Die Belastung der Frau mit schwerer, untergeordneter Männerarbeit, ohne Prüfung der Arbeitsleistung und auf Kosten ihrer hauswirtschaftlichen Tätigkeit, auf Kosten ferner einer kultivierten, fortschrittlichen Pflege des Heims ist irgendetwas, wenn auch nur entfernt, ein unermittlicher Ausdruck jener Theorie von einer gottgewollten Ordnung, einer „gottgewollten“ Unterordnung des Weibes unter den Herrn und Gebieter. Falls man aber der Stimme des Schöpfers wirklich lauscht, die Fingerringe der Natur offen lassen, so prüft, so wird man doch zugunsten müssen, daß der Mann mit seiner überlegenen physischen Kraft in erster Linie für die Verrichtung physischer Arbeiten geschaffen, daß die Frau mit ihrem zarteren Knochenbau, ihren schwächeren Muskeln und ihren kräftigeren

den Gehirnsaufgaben vorab einmal bei Leichterem und sogar mehr intellektueller Arbeit tätig sein sollte. (Das ist nicht so überraschend, ein kleines Beispiel: Man weiß, daß im frühen Mittelalter in den Mittelfamilien oft die Frauen allein des Schreibens und Lesens kundig waren, während sich ihre analphabetischen Gatten auf der Jagd tummelten. Raum aber hatte man später die Bildung als Recht erkannt, so war es auch Zeit, diese als „unweiblich“ zu bezeichnen. — Oder ein anderes, etwas größeres Beispiel: Japan hat der Wirksamkeit seiner Frauen nicht nur Bereiche varenthalten, sondern ihnen solche auch vorzugsweise zugewiesen. So zum Teil die schönen Künste. Lange bevor Europa Dante, Shakespeares und Goethes vordringlich Dichtertinnen, die Damen Loo no Tomachi, Ise und Sei Shonagon, Red.)

Diese Ueberlegungen provoziert der Bericht des Bundesrates namentlich dort, wo er ohne Vorbehalte die Landwirtschaft als in der Nachkriegszeit für die Frauen „umwählbare Arbeit“ erklärt. Wie die Männer sollen also außerhalb der Kriegswirtschaft bei eintretender Arbeitslosigkeit auch Frauen in die Landwirtschaft verlegt werden können. Das Projekt legt uns jedenfalls den Wunsch nahe, es möchte überall in der Schweiz in weiblicher Arbeitsnachweis bei diesen Zuweisungen funktionierender Büros. Eine solche Vorrichtung kann durch ein Frauenarbeitsamt, in dem, wie beispielsweise im Zürcherischen, Verständnis für Frauenökonomie und Frauenberufseignungen herrscht, zweckmäßig angewendet werden. Als die Organe für den weiblichen Arbeitsnachweis weniger spezialisiert sind und wo keine Frauen mitwirken, birgt dieses Projekt entstehende gewisse Gefahren, selbst dann, wenn, wie aus dem Bericht des Bundesrates hervorgeht, den Jellen zu lesen, unter „Landwirtschaft“ weitgehend „landwirtschaftlicher Hausdienst“ zu verstehen ist.

Nun zum Politischen!

Tausende von Bürgerinnen berührt es im Jahre 1944 herber, daß in der ältesten Demokratie der Welt zu einem derart wichtigen und die Fraueninteressen direkt erfassenden Bericht des Bundesrates sich im Parlament, also vor dem Ohr der obersten Landesbehörde, keine Frau erheben kann. Das ist ein Zeichen, daß die Arbeitsbeschaffungspläne ausschließlich von Männern konzipiert sind, auch weitgehend von Männern in die Praxis umgesetzt werden und daß noch nicht einmal überall ein weiblicher Arbeitsnachweis bei ihrem Vorkommen mitwirkt. In diesen überaus wichtigen Fragen hängt die Frau von Wohlwollen und Verständnis der Männer ab, auf die sie nicht unter allen Umständen zählen kann, wenn eine Krisis den Konkurrenzkampf verschärfen wird.

Ein Bergdorf beginnt zu wehen

1. a. Wie gefast stehen die Häuser und Schuppen am Oberlauf der Saane, über zwei Berggipfeln hin an die Hänge getreut. Nur in Reiterhoch schären sich einige um Post und Schulhaus und in Weig um den Kirchturn.

Unbeschreibliche Mengen Holz liegen talwärts an der Straße, sonst ist der Bergdienst karg, die Gemeinde arm. Auf den fetteren Alpen der Ostseite summern Walliser; sie küssen die Weiden, Etid um Etid. Seit die Kalkstrasse still liegt, wird das Geld hier oben immer rarer.

In die Dorfstraße klappern seit jünge Besüßle. Zwei alte wurden in einem hellen Raum aufgestellt, zwei neue vom Frauenverein dazu gekauft, und schon zeigen Frauen in ihren niederen Stüben ein Begehen Handlicher; selber gesponnen und selber gewoben. Einem Weibchen, der klüßlich zu Ende gegangen ist, lief Unterried über das Spinnen von Wolle voraus, früher auch über das Spinnern von Flach am Spinnrad.

Im Spinnkurs lernten die Frauen zugleich die unterschiedliche Güte des Schafflases kennen

und wurden angeleitet im Pflanzenfarben. Diese weichen Farben sind für das Eigengewächse immer noch unentbehrlich, zurückhaltenden Bergleuten vergleichbar, deren Gehaben für sie redet und übereinstimmt mit ihren Triften und Schöpfen. Die Frauen von Ostje wissen nun wieder, wie die bunten Farben der Moose, Flechten, Mädel, Rinden in unergänzten, helle und rote Farben dagegen in verjämten Kesseln eingefärbt sein wollen und was alles an Holzsubern, Steinquälpen zum Einweichen der Färbemittel, Holzgallen und Stäben, Sieben aus Sackgut mit Holzsubern und bereit zu dieser alten Verrichtung nötig ist.

Zum Spinnen erwaachen langsam auch wieder die Spinnmäder. In Spinnmädern im letzten Winter summten bis 13 Mädeln, und die Frauen und Mädchen sangen:

„Es schlüßle hier Suche am Spinnmatters Gäs...“
„Es dücht, i gci mit Müetti...“

und eine Stimme an:



Nummer 115. Nachdem sie sich gemeldet hatten, legte er den Hörer loslich wieder hin.

Sie waren da, und zwar getrennt! Nur konnte auch er sich beruhigt hinlegen.

Am nächsten Tag erwachte Albert seine Herzogsdame erst gegen Mittag. „Was haben Sie nach der Probe im Eim?“ fragte er sie.

„Hätten Sie Lust zu einer kleinen Spazierfahrt? Ich werde mit ein Auto mieten und fahre irgendwo ins Grüne hinaus. Wir könnten ein wenig haben, wenn es Ihnen recht ist.“

Sie schüttelte den Kopf. „Ich weiß nicht. Vielleicht dauert die Probe sehr lange.“

„Meint Sie, daß Sie mit Nikolai gesprochen. Die Probe wird nicht lange dauern, denn er hat um zwei Uhr eine Beratung. Sie dürfen nicht nein sagen, Frau Rita! Sie haben es mir gestern sehr versprochen.“

Sie sagte zu. Albert dachte natürlich, diese kleine Beratung sei ein Geheimnis zwischen Rita und ihm. Doch er mußte erfahren, daß innerhalb einer Stunde das ganze Ensemble genaue Kenntnis von dem hatte.

„Meine Autosfahrt mit Rade und Schwimmen, das...“ meinte Nikolai ernstlich, und Frau Margit zwinkerte Albert vertraulich zu. Nur Braumarex schaute. Doch, daß es das Kamuffiel nicht ohne weiteres dem Nikolai zu überlassen beschloß, das sollte sich bald zeigen.

Albert ließ inzwischen in eine Garage mitteilen dort einen großen Wagen nebst Chauffeur und betraf mit ihm die Fahrtroute. Ja, der Chauffeur konnte ein hübsches, unberührtes gelegenes Plätzchen, etwa dreißig Kilometer von der Stadt entfernt, um beinahe kein Mensch hinfahren.

Der Ort, wohin er die beiden dann führte, war in der Tat herrlich gelegen. Richtig alle Büsche und Eichen wußten sich zu einem prächtigen Dom geformt und golden schimmerte die Sonne durch das Blättergewirr.

Albert war sehr, als er dieses Plätzchen entdeckte. Hier hätte er die geliebte Frau allein für sich, hier konnten sie zu der großen Schönmutter halten, dann würden sie ein lustiges Bildchen bewahren können — sich ausprechen... Was er sich von dieser Ausprobung erhoffen durfte, mochte er nicht ausdenken.

Doch nur die erste Hälfte seines schönen Planes wurde verwirklicht. Die Schwimmmutter gelang, und als sie mit langen ruhigen Schlägen wieder dem Sand austreteten, da erblickte Albert schon von weitem eine verächtliche Gestalt am Strand. Als er näher kam, verstand er sich das badebelle Lebewesen, das einem Riesenfisch ähnlich, in eine Person, die er lieber in einer Estimobatte am Nordpol oder in der Wüste Sahara mitten im irdischenirdischen Samum gewußt hätte — überall auf der Welt nur nicht gerade hier!

„Da!“ rief er der Schwimmmutterin zu. „Erkennen Sie ihn?“

„Nein...“ war alles, was sie antwortete. „Mein Ruf hat mich nicht zu entnehmen, ob sie peinlich oder freudig überrascht war. Oder...“ er mochte nicht weiter zu denken — war das Auftauchen Braumarex's ein abgefeiertes Spiel? Jedenfalls begrüßte sie ihn freudlich, während Albert ihn nur anstarrte. Wirklich, eine Unverschämtheit von diesem Kerl! Machte sich da breit, als hätte man ihn eingeladen! Dachte sich wie eine Kleinfenne auf den Raten hin und verard im „seiner“ Radmittags!

Gleichgültigkeit gab es einen Ort, wohin Braumarex ihnen nicht folgen konnte: ins Wasser nämlich. Denn der Langbeinige konnte nicht schwimmen und machte einen lächerlichen Eindruck, wie er storkenhaft im seichten Wasser herumtollte.

Aber einig konnte auch Albert nicht im Wasser bleiben, zumal nach der langen Schwimmtour auch der Wagen seine Rechte forderte. Immerhin Braumarex bewies, daß er nicht nur ein eiferfüchtiger Rivale, sondern auch ein Mann von Charakter war. Er schenkte sich besten Bewußt, daß er zum Plätzchen nicht eingeladen war, während aus der Tiefe des Riesenfisches die herrlichen Socken zu Tage traten, während ledere Sockenbänder vor seinen Augen lagen und ihm der Duft frischer Badbeeren in der Nase stieg und der hübsche Flügel eines Schwans ihm anlächelte, hochte er dort wie ein hungriger Dittello und rührte tiefe Seele an. Er wollte verumwollt lieber Hungers sterben als von seinem Rivalen etwas annehmen.

(Fortsetzung folgt.)

Inland

Der Bundesrat hat beschlossen, für die Zeit vom 1. November 1944 bis 30. April 1945 die nötigen Mittel für einen Verkaufspreiszuschlag von 2 Proz. pro Liter zur Verfügung zu stellen. Die Verteilung der so zu beschaffenden Mengen an den Bundesrat und an das Internationale Rote Kreuz mit der jeweiligen ihrer Organisationen beschließen.

Der Kirchenrat des Kantons Zürich ließ an allen Kantone eine Mitteilung über die siebenberfolgungen verlesen; der schweizerische evangelische Kirchenbund wählte den Bundesrat und an das Internationale Rote Kreuz mit der dringenden Bitte, das Menschheitsgefühl zur Rettung der noch lebenden Juden in Ungarn zu tun; der Kantonsrat Zürich stimmte einer Protestklärung in gleicher Sache zu; der schweizerische israelische Gemeinbund appelliert an das Gewissen der Welt und schließt seinen Aufruf; „Wir wollen uns wie unsere christlichen Mitmenschen im Gebet für die Unglücklichen vereinen.“

Weniger alliierte Bomber überflogen die Schweiz und wurden zur Landung in Züri und im Aargau gezwungen. Die Besatzung wurde interniert.

Der japanische Gesandte in der Schweiz, Tamao Satomoto, ist in Bern verstorben.

Kriegswirtschaft: Aufständig wurden auf der Juli A.Marie in Kraft gesetzt: Coupons D für je 50 Gramm Mais/Sirke; Coupons R für je 50 Gramm Fleisch/Gewürz für je 100 B. Fleisch, also total 300 B. Fleisch. Auf der Kinderkarte wurden freigegeben: Coupon DK für 100 Gramm Mais/Sirke; Coupons EK für total 2 Eier.

Ausland

General de Gaulle hatte in Washington Beschwerden über Kriegs- und Nachkriegsprobleme; die Ausdrücke haben offenbar der Förderung des gegenseitigen Vertrauens gedient.

Der ausländische Austausch des Repäsentantenhauses forderte die Regierung der Vereinigten Staaten auf, alles zu tun zur Rettung der unglücklichen Juden.

Ungarn vor Gericht: gegen werden „Stille an Juden.“ — Nach der Entnahme von Wurst durch die Russen hat das dortige Bürgermeistert erklärt, daß auch in Wirtl Behaltenende von Juden nicht abgenommen werden dürfen, darunter diejenigen aus Garmur. In drei Jahren der beruflichen Befähigung sollen allein in den Bezirken Wirtl, Gornel und Dobruja 20,000 russische Staatsbürger umgebracht worden sein.

Im englischen Unterhaus gab Churchill ausführlichen Bericht über die Wirksamkeit der britischen Fliegerbomben. Seit 1942 hat der Geheimdienst von deren Herstellung Kenntnis gegeben und die Abwehrmaßnahmen haben deren Einsatz und Zahl herabgesetzt. Es sind 2764 Bomben in Zeit von drei Wochen auf England abgeworfen worden, 2783 Menschen wurden getötet und 10,000 Menschen schwer oder mäßig verletzt. — Die planmäßige freiwillige Evakuierung der Kinder Londons ist im Gange.

Sabotageakte werden aus Frankreich, Italien, Holland, Norwegen etc. gemeldet. Der Generalstabschef in Kopenhagen wurde beurlaubt, nachdem die Reichsmacht den Fortschritten des baltischen Freikorps auf Aufhebung des Ausgehverbotes sowie auch in anderen Punkten nachgegeben hat.

Der baltische Freikorpsrat hat einen offiziellen Vertreter bei der Bundesregierung ernannt. In den mittelamerikanischen Republiken Honduras und Nicaragua sind Unruhen ausgebrochen. Ministerpräsident Bonomi und seine Mitarbeiter haben sich in Rom genommen.

Kriegsgefallene

Österreich: In ihrem letzten Willen haben die Russen die blutige Grenze überschritten. Parawandlung, die wurden bereit, Dänaburg sichtlich umgegangen; in und um Wlana wird fertig gekämpft. Der deutsche Widerstand ist hellenweise befristet geworden.

Italien: Neue, aber befristete Fortschritte wurden von den Alliierten erzielt; vor Vindro wird fertig gekämpft; es kam zu heftigen deutschen Gegenangriffen.

Russland: Auf den Marinen ist der letzte japanische U-Boot zusammengebrochen, die Japaner sind von Alliierten befreit.

Luftkrieg: Der Einsatz deutscher Fliegerbomben gegen London dauert an; die Gegenwehr ist hart und bombardierte Wüstungen und ein Bombenteiler in Frankreich. Die Alliierten Bomber greifen Ziele an in Leipzig, München, Gelsenkirchen, Stuttgart, Wien, Agram, Foulon, Dijon, Moskau, Ungarn etc. — Von chinesischen Stützpunkten aus wurden Fabriken in Japan bombardiert.

Ausfahrt

st. Am Waldweg steht ein Restaurant, — und wenn man langsam den Weg hinanzieht, der aus der Stadt herausführt, so frönt einem schon von weitem würdiger Kaiserbus entgegen; es ist nämlich nicht ein Speisewagen, wo Wein und Bier ausgesetzt wird, sondern ein feinstes Restaurant mit allen Annehmlichkeiten. Es wimmelt daher an sonntagen Nachmittagen von Müttern, Mädchen, und vor allem von Kindern. Sie sitzen unter den Bäumen an geschickten Gartentischen, die Damen klappern mit den Strickmädern, daß es eine Art hat; Säuglinge schreiben ab und ausgiebig, und leichtfüßige weibliche Töchter schleppen Tablette herbei, beladen mit Kaffee- und Milchsaften, Kuchen und Bräutchen.

Neben dem Gebiet der bescheidenen Schlemmer, — genau in Reichweite der mütterlichen Augen, — befindet sich der Spielplatz. Er ist die Hauptattraktion! Wenn meine Zwillinge fragen, „Waldhaus“, so meinen sie damit nicht etwa die weiblichen Gemüße, die ihnen in Form von Himbeersaft und Beerenbrot vorbetradet werden, sondern vielmehr und mit Nachdruck „Kutschbahn und Schwan“. Vor allem die Kutschbahn hat es ihnen angetan, dem Vater zur Artion, dem Mädchen zur passiven Beiläufigkeit. Sie besteht in einer Weilenleiter mit acht Stufen, die zu erkennen immerhin ein gewisses Waagnis für Kinderbetenden bedeutet, und in einer samt absteigenden hölzernen Bahn, die von den vielen,

Wie man in China über Liebe und Ehe denkt

Von Diga Lee.

Chinesen finden, daß junge „Liebe“ Ausdruck der Schwäche, Dummheit, oder Sentimentalität ist. Liebe, die wahr, treue, kraftvolle Liebe, die dauert und allen Schwierigkeiten standhält, ist etwas, das erarbeitet und gepflegt werden muß und Frucht der selbstlosen Pflichterfüllung einer Familie gegenüber ist. Diese heilige, große Liebe wird aber von den Chinesen nicht leichtfertig im Munde geführt. Sie haben zu große Ehrfurcht vor ihr. Liebe wächst mit dem Alter und vertieft sich, wenn Lebenserfahrung einen weise gemacht hat. Was aber bei jungen Menschen als Liebe gilt, ist meistens vorübergehende Eindrücke, auf der man aber unbedingt nicht seine Gattenwahl, die doch fürs Leben gilt, bauen darf.

Diese Wahl, die so unendlich wichtig ist, wird daher von den Eltern übernommen, entweder ganz oder dann zum größten Teil, und Kinder sind ihnen für diesen Dienst auch meistens dankbar; denn Liebende Eltern werden unparteiisch das Glück ihrer Kinder im Auge behalten. Was vor allem bei einer solchen Wahl in Frage kommt, ist ein hübsches Mädchen, das verträglich ist oder ein Gatte, der selbst keine Familie haben möchte oder mit Hilfe seiner Eltern ernähren kann. Die beiden Leute sollen jung sein; denn dann sind sie noch empfangsfähig und haben weniger

Müden und fixe Ideen wie die Ueber-Dreißig-Jahre-Alten.

Wenn nun der Sohn oder die Tochter das heiratsfähige Alter erreicht hat, hält man, wie man es auch bei europäischen Fürstentümern macht, oder bei altanständigen Bauerngeschlechtern, wo die Familie mehr gilt als das einzelne Glied, Umschau, fragt seine Freunde und Bekannten oder engagiert eine Vermittlungsperson. Der Brautigam oder die Braut muß passend sein, d. h. gesellschaftlich, dem Alter nach, soll ungefähr gleiche Erziehung und Bildung genossen haben wie der andere Teil. Mit vollkommen klarem und nächstem Menschenverstand macht man sich hinter die Sache. Ein so wichtiger Schritt wie das Heiraten kann man nicht Verliebten überlassen, die dem Unpassenden nachfolgen, Messing für Gold halten und ihre Stellung, ihre Kaufkraft, ihren Namen, oft auch ihr Leben einem leeren Traum opfern. Man kann nun einwenden, daß der Traum schön war, so lange er währte und daß, wenn man zur Wirklichkeit erwacht ist, man sich ja immer scheiden lassen kann.

Eine Scheidung aber wird in China nicht nur als großes Unglück, sondern auch als Schande empfunden, darunter die ganze Großfamilie leiden (Fortsetzung siehe Seite 4)



Alle Küchengeräte nur von
SCHWABENLAND & CO. AG.
Naschelerstr. 44 Zürich 1

Ihre Buchhaltung

einrichten nachtragen
ordnen abschliessen

durch **Marg. Gloor**, Rötistrasse 2
Zürich 7, Tel. 293 13

**Blusen
Blusen
Blusen
und Jupes**

in jeder gedachten Aus-
führung und Preislage

MÖLLER Sommerau
ZÜRICH



Der heftigste
Teerraum
Marktgasse 10
Gipfelstube
11. SEPTEMBER 1933
ZÜRICH

Dieses Jahr **Ferien in Graubünden**

Es empfehlen sich die **alkoholfreien Gasthäuser**

Arosa Grainhaus Nähe Bahnhof	Davos Graubündnerhof Jugendherberge	Samaden Alkoholfrei, Rest 2 Min. v. Bahnhof
Andeer Gasthaus Sonne Münsterhof, Jugendherberge	Landquart Volkshaus Bahnhofstr.	St. Moritz Hotel Ballvaer b. B'hof, Zierberg
Chur Rht. Volkshaus beim Oberer	Thusis Volkshaus Hotel Rht. B'hof, Bahnhof, Jugendherberge	

Mäßige Preise. Keine Trinkgelder. Aufmerksame Bedienung. Gute Küche. Bäder.

Metzgerei Charcuterie
J. Leutert Zürich 1
Spezialitäten in Fleisch-
und Wurstkonserve

Schützengasse 7
Telephon 34770

Filiale Bahnhofplatz 7

SCHAFFHAUSER WOLLE

Kristall - Porzellan - Bestecke
Haushaltartikel

Konfak
GLASHALLE 7, RAPPERSWIL

**Sihmöbel
und Tische**

der
**A.-G. Möbelfabrik
Horgen-Glarus**
in Horgen

Bei allen guten Möbel-
geschäften erhältlich.

**Werbständige
Möbel**

MIT SCHÖNEN STOFFEN, TEPPICHEN
UND VORHÄNGEN GEBEN IHRER WO-
HNUNG EINE PERSÖNLICHE NOTE. BE-
SICHTIGEN SIE UNSERE AUSSTELLUNG

MEER
FABRIK FÜR MÖBEL + INNENAUSBAU
MEER + CO. AG. BERN

Von Zweifel
besonders
begehrt

Salat
mit dem
feinen, milden

Obstessig

Werkerei Zweifel König
Tel. 67770

Ohne Textil- u. Seifencoupons

immer tadellos gekleidet, wenn Sie Ihre Garderobe
bei der bestbekanntesten

Färberei Wädenswil
Chemische Reinigung A.G.

Tel. 86 60 54, Segr. 7857
chemisch reinigen oder färben lassen
Mänteln, Bekleidungen, Imprägnieren,
Tappichreinigung

Filialen in Zürich: Seefeldstrasse 4, Telefon 225 66;
Badenerstrasse 60, Tel. 52041; Stampfenbachstr. 36, Tel. 475 02;
Fördstrasse 92, Tel. 267 11; Stöcklistrasse 45, Tel. 524 81.
Abtagen in der ganzen Stadt

Daheim Bern Zeughausgasse 31

Alkoholfrei geführtes Haus. Gute Küche
Preiswerte Mahlzeiten. Freundl. Hotel-
zimmer. Sitzungszimmer. Tel. 249 29

Tapeten A.G.
DECORATIONSTOFFE
VORHÄNGE

ZÜRICH, Fraumünsterstr. 8, Tel. 53730

„Spinn, spinn, Tochter mein,
morgen kommt der Freier dein,
Tochter spinn, die Zähne ram,
niemals kam der Freierquam.“

Am ersten Spinnkurs im Herbst 1933 hatten samt den Mädchen des achten und neunten Schuljahres ihrer 52 Spinnen gelernt. Daraus wuchs nun die Freude am Weben, am

Weben für den Hausgebrauch und als Heimarbeit

Der Webkurs begann mit der einfachen Beschreibung von Fettel und Eintrag zum Handtuch mit einer Blattbreite von 52 Zentimeter wurden 848 Fäden gesetzt, in rohem Baumwolle und rot für Streifen. Der Eintrag war aus rohem Hanfgarn. Der Selbstkostenpreis des Tuches kam bei einem Gewicht von 15 Gramm auf Fr. 1.70 zu stehen. Weiter schritt der Unterricht zum Ruchentuch mit 750 Fäden in Hanf oder Flach und mit flächernem Eintrag. Der rote Streifen am Rand wuchs sich allmählich zum gefüllten Mutter aus, dann zu dem prächtigen rot-blauen Webstreifen des Tisches auf Stiften oder Vorhangstoffen. Zum Fertigen gehörte nach den 22 Kurstagen gefärbter Schürzenstoff, für Werttagstrachten geeignet, aus dem gefällig Betrachten leuchtete rot-weißer Köllsch, aufleuchtend variiert. Ein Restentwurf breitete sich aus wie ein Blumenmädchen, mit dem Fettel aus rohem Hanfgarn, grauem Baumwollmischgarn und rotem Jellwollgarn. Der Eintrag verriet alte Kleider und Strümpfe. Die Fadenverbindung schritt weiter zum Schwebemuster. Dieser Stolz der Webkünstler bietet sich in der Form eines Tischtuches aus Jellwollgarn als Fettel und Hanf oder Flachseintrag. Die Augen der Webkünstler warteten, daß der Besuch Schwedenborte und Gerstenborendrell würdige, etwas ohne vom Grundlegenden dieser Fadenverbindungen für das Handweben, von denen aus die Mutter ins Vielfache vermehrt werden können.

Wie die Spinnkurse das Färben, bezog der Webkurs das Färben des Fettels aus Leinen und Wolle in den Unterricht ein. Denn die Schüler sollten sachgerecht und selbständig weben lernen.

Altes kehrt wieder! Die Groß- und Urgroßeltern des Landes haben gewoben, und wiederum fliegt das Schifflein durch die Rette, rinnen vom Spulenbänder die Fäden um den Scherrahmen, schlingt sich das Fadenkreuz in der Hand der Weberin. Fünf Frauen und zwei Männer haben den Kurs besucht. Fräulein Ussi Schwander aus Kirchs-

lindach leitete ihn, der Frauenverein hatte ihn eingefädelt, und die Volkshauskassaführerin des Berner Oberlandes in Interlaken bestritt seine Kosten.

Ein Same dieses Handwerks war in Oetzig noch vorhanden. In einem Haus ob der Kirche weben seit einiger Zeit zwei Weiber: Der eine fertigt Käseltücher und ähnliche technische Gewebe an, der andere erstellt Dekorationsstoffe, mit einem guten Geschmack für die Zusammenstellung der Farben. Und dann ist da die Witwe, die sich mit dem Weben von Restentwürfen ihre drei Kinder und ihr Heim erhalten hat und in ihrem Maßhübschen weiter das Dunkel und das Gelle eines schweren Schicksals durch Kettziehen zieht. Sie härtet und spinnt die Wolle ihrer Schafe und webt aus Lufttrag Lumpen zu farbenreichen Decken und Käufern. Ja, sie nimmt sich die Mühe, Breiten zusammenzusetzen zu schweren Teppichen und dabei das Mutter aus dem weichenollen Zeug Strich auf Strich zu richten. Der Fettel, den die Frau kaufen muß, ist sehr teuer; zum Schluß bleibt ihr für die Arbeit fast nichts, aber unentwegt schneidet sie Kleinstücken aus Altem, setzt sie zusammen, macht aus Unbrauchbarem etwas Wertvolles.

In der Küche breitet sich ein See aus: das Dach rinnt, und im Frühling tropft Schmelzwasser unaufhaltsam aus mehreren Rissen ins Haus. Aber die zwei Schöpfhände der Mutter erstrecken sich mit dem Weben zu essen; mehr ist ihnen auch dem Geisheitsweib nicht möglich, und sind doch zusammen mit dem Gesicht eine lautere Predigt. Heugen eines der Witzensprüche, die wie Kirchtürme zum Himmel weisen.

Eine Gemeinde, ein Tal beginnt zu weben! Die Garne und die Wolle dazu sind jetzt schwierig zu bekommen und teuer, doch mehr ist von Jahr zu Jahr das Eigengepflanzte, und anderes wird in Auftrag genommen. Im Unterland wachsen auf Hanf- und Flachsfeldern ganze Aussteuer, abgesehen von den Stoffen für Restentwürfe, die noch lange nicht ausgehen dürften, und Aufträge werden, so hoffen die Weber und Weberinnen in Oetzig, ins Tal kommen. Begeisterndes Beispiel war hier das Weben in Saanen, wo die Hausweberei seit Jahren in Dufenden von Familien etwas Bargeld bringt. Für die, die neu beginnen, steht in Oetzig selber, auf einem Schrank im „Bären“, tröstlich geschrieben:

„Gott will mit seinem Segen auf allen Weg
und Stegen Dein treuer Gleismann sein. 1756.“
(Aus „Der Bund.“)

viele Köpfe so abgeschliffen ist, daß sie keine Farbe mehr anweist, dafür aber auf Hochglanz poliert wurde. Die Fahrt vom obersten Raum bis zum Ziel (10 Zentimeter über dem Boden) dauert normalerweise genau drei Sekunden. Die Geschwindigkeit ist bis zu einer halben Minute anzudeuten: Mutige Säulen mit der Schnelligkeit des bekannten „götlichen Fluges“ hinunter. Auch hier ist alles relativ!

Kinder lichen Aufregung und Spannung, — und beinahe ebenso sehr Angst und Streit; ich glaube, das wärst ihnen den sonst soe schmerzlichen Studien der Alltagswelt. Ist kein Erwachsener in der Nähe der Aufschub, der die gerechte Reihenfolge des Aufstiegs überwaht, so erönt in fürzerer Zeit geländes Geschrei, lautes Geheul und bitterliches Weinen. Natürlich! Die Waage des Stützens wollte wieder einmal obliegen. Die Geschwindigkeit ist bis zu einer halben Minute anzudeuten: Mutige Säulen mit der Schnelligkeit des bekannten „götlichen Fluges“ hinunter. Auch hier ist alles relativ!

Schritt für Schritt erklimmen die Kinder die Leiter, legen sich oben umständlich zurecht und saufen in die Höhe.

Mein Sohn Klaus, klein, zäh und energisch, gehört zu den stillen Geniefern. Geduldig stellt er sich hinten an, scharf kein gutes Recht verteidigen und keinen Einriff dulden. Schritt für Schritt bringt er vor, erstickt hartig die Beier und fährt ab, — mit vorzageugtem Oberkörper, nie geht es ihm schnell genug.

Katrin ist dagegen leider für die Aufschub nicht zu gebrauchen, allem Gut-Gebenen ihres Brubers zum Trotz. Schon die Drängel gefüllt ihr nicht, geschweige das mühsame Klettern und die schwindelnde Abfahrt. Dafür steht sie stundenlang, die Hände auf dem Rücken, die Nase in der Luft, als Zuschauerin daneben und verhängt jeden glücklichen Landenben mit den Augen. Ich bin überzeugt, daß sie breunend gern auch bei den Kühnen und Reden wäre, — sich selbst aber zu wenig zutraut und lieber auf das Berggange verzichtet, als eventuell zu befragen und ausgelacht zu werden. Wer kann es meinem mütterlichen Herzen verargen, daß ich die Strichnadeln hinstellen lasse und meinem kleinen Mädchen lautlos sage: „Katrin, Katrin, treibe es nicht so weit, daß Du auch im Leben Zuschauerin bleibst, — zwar gefahrlos danebenstehend, nichts riskierend, aber auch nichts erwerbend; die andern stumm beobachtend, obgleich selbst im sichern Port. Sicherheit ist nicht alles, — aber bezugungene Gefahr ist sehr viel. Schnell die Stufen hinauf! Denn das Leben ist banal aber treffend ausgebracht und nichts anderes als eine Aufschub!“
A die Beierlichen.

muß. Ein Mann, der sich von seiner Frau scheiden lassen will, hat es mit ihrer ganzen Stippgattin zu tun, und dazu wird er noch von der Gesellschaft als herzlos und unedel betrachtet. Die Frau wird sich auch erst lange befinden, bevor sie einen solchen Schritt wagt, weil sie mit ihm ihre eigenen Kinder verliert, die der Familie ihres Mannes angehören. Eine Scheidung geht davon, daß man bei der Wahl sehr bumm und kurzfristig gehandelt hat, wo doch in erster Linie Weisheit hätte walten sollen.

Eine Ehe muß unbedingt eine Verwurzelung sein. Liebe, wahre Liebe, wird sich mit den Jahren entwickeln, und sie tut es meistens auch, wenn man zusammen arbeitet, zusammen seine Kinder großzieht, wenn man die Lasten trägt, die einem das Leben auf die Schultern gelegt hat. Und weil eine Ehe ohne Kinder keinen Zweck hat, werden Kinder als Segen des himmlischen Vaters empfunden. Kinder aber sehen dazu, daß man zusammenhalten lernt und sich durch sie zu wahrer Liebe fähig macht.

In modernen China macht man einen Kompromiß zwischen Alt und Neu. Wenn einmal die Eltern eine Wahl getroffen haben, werden Worte ausgetauscht, die jungen Leute, wenn ihnen das Bild des oder der Zukünftigen sagt, werden einander noch persönlich vorgestellt. Und erst, wenn sie beiderseitig einverstanden sind, werden die weiteren Verhandlungen und Vorbereitungen zur Hochzeit vorgenommen.

Natürlich verheiratet sich die jungen Chinesen auch ohne Erlaubnis der Eltern, und wenn sie ultra-modern sind, werden sie auch ohne deren Einwilligung eine Ehe schließen. Das heißt nun aber nicht, daß solche Ehen glücklicher oder erfolgreicher sind, wie die mehr nach alten Traditionen beanstandeten Angelegenheiten. Denn oft entpuppt sich das, was man für reine Mütze hielt, nur als blinde Leidenschaft, die eben nicht von langer Dauer sein kann. Dann, wenn es zu spät ist, bereut man, daß man die Lebenserfahrung und die Liebe der Eltern nicht höher eingeschätzt hat.

China hat ein langes Leben hinter sich, in dem es viel Weisheit angeammelt hat. Es weiß daher, wie oft die Liebe der unerfahrenen, heißhüftigen Jugend nur ein Einmaleben ist. Ehe aber bildet ein Glied einer Kette, das diese Generation an die, die nachfolgen werden, binden soll; daher muß sie stark sein und festhalten. Stunden weidlicher Romantik des Schäferlebens haben ihren Platz, das Alltagsleben selbst aber ist rau, und da muß man mit beiden Händen auf der Erde stehen und sich nicht mit Verleumdungen und sentimental machen lassen. Die Ehe muß auf dem Granit der harten Vernunft und der Wirklichkeit gebaut sein; denn nur so kann sie den Versuchungen eines stürmischen Lebens standhalten.

Hohenhäuserstraße 1

Zahlreiche Zeitungen haben nach dem Sinfonds von Dr. med. Hammer-Schindler sein ärztliches Wirken gemeldet. Unter diesem aber stand das Doktorhaus. Seiner Bedeutung will die folgende Einblendung einer Leserin gedenken. (Red.)

Es steht ein Haus in der Sonne. Ein schönes Haus aus älterer Zeit, und wer es betritt, kommt aus einem stillen Garten zuerst an einer Mollidustate vorbei.

Der einfache Garten, der noch Struktur und Brunnen seines Alters einbehalten hat und die moderne Statue verneigen sich zum Sinnbild des Geistes, der in dem Hause herrscht: Liebe und Achtung für das Alte. Aufgeschlossenheit und vorausgehendes Interesse für das Neue.

Es ist ein Doktorhaus, nicht eine jener ungezählten Elagenerkrankungen, wo der Arzt keine Sprechstunde abhält. Von 10-12 Uhr und 2-4 Uhr, oder ähnlich, Menschen ein- und ausgeben, Leid und Arbeit einziehen und wo nachher die Läden heruntergelassen werden und alles über Nacht tot bleibt. Nein, es ist ein Haus ununterbrochenen Wartens und schöner Lebensigkeit. Aber der täuscht sich, der da denkt, diese Schönheit wäre von den schmückenden Dingen her. Es ist der Geist, der alles durchdringt und sie erhöht, die Lebensanschauung von zwei Menschen, die zusammen die Säfte für die Lebenden zu fließen Ziel gesetzt haben. Der Arzt, der dort gewirkt hat, hätte die gemaltete Arbeit ohne Verständnis und persönliche Opferbereitschaft seiner Frau niemals mit der für den Patienten so wohnwundern Ruhe, ja, ich möchte sagen, Grazie — denn Grazie heißt größte Leistung unter minimalsten äußerlichen Anstrengungszeichen — bewältigen können, hätte er nicht für sein Wirken dieses tiefsten Verständnis fester sein dürfen.

Und nun ist der Tod in das Haus eingezogen, von wo aus während langer Jahre das Leben ungezügelter gestirbt, gepflügt und verhöht wurde. Wo niedergeburt Entzünde munter und voller Zuversicht der Keinen Blumenrampfe entlang wieder aus dem Garten traten, wo Verhältnisse mit neuen Blüten im Hof sich entzünden, und wo in Schwere, deren Herzen mühslich die Last des Lebens nicht mehr zu tragen vermochten, mit ganzem Sinn auf Grund zur Dankbarkeit, auf den Sinn alles Bergehens, gefolgt, wo auf wunderbare Möglichkeiten, je nach Veranlagung des Kranken, auch über das Diesseits hinaus, geführt wurde.

Das Haus steht noch, die Sonne wird es weiter erhitzen und erwärmen und der Dank der Patienten — der furchtlichen und ungebildeten, der reizbaren und sentimentalen, der eingeschlachten und sich leicht künftigen wollenden — nicht zu vergessen, auch der vernünftigen — die alle zu Hilfe und Verständnis fanden, dieser Dank wird dem Hause und seinen Bewohnern erhalten bleiben. Denn mit dieser Dankbarkeit geht ein Auftrieb zu tapferem Vermögen, zur Bewältigung des schönen Beispiels eines für andere geliebten Lebens einher, weit in die Welt und weit und unerlöschbar in die Zeit hinaus.

Gertrud Bergauis-Ryfer.



Der Wald und das Fort. Von Allen. Autorisierte Uebersetzung des Steiner-Verlages Zürich. „Am Anfang war der Wald.“ So beginnt der eigenartige und ungemittelt faszinierende neue Roman des Schöpfers von „Anthony Adverse“. Es ist der Wald, der als geheimnisvolle Urkraft und Urquelle des Lebens hinter dem wechselvollen Weichen steht: Salathiel Albine wird als Kind von Indianern geraubt und wächst als „Kleine Schilbtröte“ im Belt des Hauptlings auf. Durch die Begegnung mit einem Weiber wird er sich seiner Wurzeln als Weiber bewusst und geht nach Fort Witt — dem Fort das als Zelle des heutigen Stab- und Rekonstruktions bei naturbedingten Gegenpol zu der ewigen Ruhe des Waldes bilden muß. Wie Salathiel als

Kind des Waldes auftritt in seiner gläubigen Naturität und seinem primitiven Erkennen für alles, was zur Zivilisation nennen-los sind Oberst Bouquet und Hauptmann Eurer, zwei Schweizer im Dienste König Georgs II., stehende Vertreter der andern Welt. Es schlingt ihnen in dem fast ausföhrlichen Kampf gegen die Indianer Fort Witt zu halten und damit der englischen Krone ihre amerikanischen Kolonialrechte zu sichern. —

Wie gelangt es in ein faszinierendes Buch — faszinierend durch die historische Genauigkeit und die Einfühlung in indianische Gebräuche sowohl als auch wegen seiner meisterlichen und fähigen Darstellungskraft. Es steht in seiner ganzen Art der breit angelegten Schilderung zwischen Helenebos und fesselnder Indianergeschichte, wie wir sie als Kinder der älteren Verhältnisse haben. Obwohl es ein besteller ist, wird es noch nach Jahren von un- veränderten Werken sein, denn sein Schöpfer ist ein fähiger Mensch mit einem warmen Herzen und ein Weiser, der das Beste aus dem Besten zu er- prägnanter Schlußfolgerungen finden können. „Herr Gott“, sagte Salathiel laut, „wie die Nacht eines Menschen

Geist verwirren kann! Der einzige Weg, die Su- sannt zu erkennen, ist, in sie hineinzuföhren und sie ausfindig zu machen.“

Die Lieben von Aignon, Laurent Daniel. Roman aus dem besten Frankreich. Aus dem Fran- zösischen übertragen von Lola Summ. Verlag Dö- rring Zürich.

Mit Zaperleit trägt in diesen Jahren das ge- schlagene Frankreich die drückende Fremdberrschaft. Seine Städte mit den mächtigen Namen — Aignon, Valence, Lyon — die vor dem Krieg das Ziel lo- bender Ausländer waren, sind heute Wiederlands- verber, wo jeder Bewohner einer bescheiden und ver- zerrten Kampf gegen die Fremdherrschaft führt. Von dem erregenden, gefährlichen Leben dieser stillen Kämpfer erzählt uns Laurent Daniels Roman. Von den verborgenen Organisationen, die auf dem Land die Verfolgung aufnehmen, von der Opposition, die die Bevölkerung in den Eisenbahnen, den Cafés, auf der Straße der Diskussionen entgegnet, von der heimlichen Widerstandsbewegung, von den Menschenjagden in den Aignon Straßen. Zutritten dieser bewegenden Geschehnisse, inmitten auch der schönsten Landschaft Frankreichs steht das Schicksal der Lieben von Aignon, der tapferen und an- mutigen Juliette Noel und ihres Freundes Ge- schick.

Jean-Denis, Auguste Bachelin. Aus dem Französischen über- setzt von Alfred Donati. Pan-Ver- lag, Zürich.

Gesam, daß erst heute, in der Blütezeit der ame- rikanischen beherrscher, ein Schweizer „Klassiker“ aus der Weltkriege ins Deutsche übertragen worden ist. Auguste Bachelin ist nicht nur ein fähiger ein- zeitiger von Diktans und eigentlich auch ein Gottlieb, sondern er glückt ihnen auch innerlich in seiner gemauerten Breite und der eingehenden, launigen Schilderung kleiner Einzelheiten, die ein ungemein lebensvolles Bild jener Zeit vermitteln.

Jean-Denis ist ein junger Mann aus St.-Blaise, der des Standesbundes seiner Mutter wegen auf das geliebte Mädchen verzichtet soll. Aus Trost tritt er in die preußische Armee ein und erlebt alle Härten des Soldatenlebens und ein Heimweh, das ihn schließlich zum Deserteur macht. Er kommt in eine Heimat zurück, die ihm eigentlich ein Ge- heimnis sein sollte, und er findet sich in ein Schwe- rerer Kanton zu werden. Nach langen Kämpfen mit sich selbst — weiß er doch nicht, ob die Liebe zu Louise über die kindliche Pflicht der Mutter gegen- über siegen darf — kann der junge Bauer sein Mäd- chen heimführen, ohne daß die Mutter ihre feind- selige Stellung aufgegeben hätte, die sie auch auf dem Sterbebette nicht verläßt.

Nachdem der Autor das Liebespaar nach unend- lichen Schwierigkeiten und Prüfungen aller Art schließlich zusammengeführt hat, geht er, daß er be- reuen möchte, die beiden jetzt schon zu verlassen und schließlich noch vier Kapitel an Eifersucht und fa- bulöse Schilderung eines fähig begnadigten Zeichen- schenkaufs, ist besonders fähig und bleibt dem Ge- dächtnis haften.

Wenn man das Buch aus der Hand legt, hat man den eigentlich abwegigen Eindruck, ein gutes Mä- chen gelesen zu haben, in dem wie immer das Gute erst nach viel Mühseligkeit liegen kann, dann aber ein- fache liegen muß. Vielleicht ist es gerade diese Ein- stellung, die Unbegreiflichkeit des Guten, die uns in der heutigen Zeit von neuem zu diesem Werte greifen läßt.

Veranstaltungen

sr. In der „Frauenlund“, die Montag, den 17. Juli, um 17.00 Uhr, zu vernehmen ist, hält Paula Haag eine Vortragsreihe über die Bedeutung der Frau in der Geschichte von Selene Kopf, und Dora Abel-Wider spendet „Vorträge“ von Schubert, Schumann und Schoepf. In der Sendung „Was unsere Frauen interessieren“ findet am Dienstag, den 18. Juli, um 17.00 Uhr, eine Reportage aus Langenthal. Ihr Titel lautet: „Son- der der Verstellung seinen Vorzellan“. Gleichen Tags um 18.40 Uhr spricht Dr. Montica Meyer-Solapfel, die Direktorin des Berner Pär- chens, über „Die Frau in der Schweiz und die Welt“. Mittwoch, den 19. Juli, um 18.40 Uhr, gibt in der Sendung „Für die Hausfrau“ Dr. Heinrich Meli, Leiter des Bureaus für Wirtschaftlichkeit der Stadt Zürich, Auskunft auf die Frage, „Wo döme ich euer Budget-Wahl an?“. Hierauf spricht Hanna Willi über „Ich's Kaffee-Siege e Südb“. Freitag, den 21. Juli, um 17.00 Uhr, behandelt im Ziffus „Frau und Ged.“ Dr. jur. E. Waegeli das Thema „Wo erhalte ich ein Darlehen?“.

Redaktion

Dr. Fritz Meyer, Zürich 1, Theaterstraße 8, Tele- phon 45080, wenn keine Antwort 41740.

Hausdienstprobleme der letzten 10 Jahre

Die Studienkommission für Hausdienstfragen beschloß 1932 ihren umfangreichen Bericht, über die heutigen Verhältnisse im Hausdienst und Vor- schläge für Sanierungsmaßnahmen mit der Empfehlung, es sei als nächste Maßnahme ein zentrales Hausdienstsekretariat zu schaffen, das während der nächsten Jahre intensiv an der Lösung der Hausdienstfrage zu arbeiten hätte.

Eine neue Einstellung ist nötig

Seit vier sind 10 Jahre vergangen. In dieser Zeit hat sich in bezug auf das Hausdienstproblem unter seinen verschiedenen Aspekten manches ge- ändert, doch gelten die in der obengenannten Schrift aufgestellten Postulate noch; denn sie sind erst zum kleinsten Teil erfüllt. Wenn einzelne Hin- und Herbewegungen sind, so haben sich dafür an- dere gezeigt. Nachgezählte werden kaum genügen, um sie zu lösen.

Es handelt sich dabei nicht um Forderungen, deren Erfüllung ausschließlich von Mitteln und Kräften abhängig ist, es geht ebenjenseitig um die Erziehung zu einem andern Denken, zu einer andern Einstellung zur Arbeit, zu einem sozialeren Verhältnis von Arbeitgeber und Ar- beitnehmer im Hausdienst, zum Ernstmachen mit der hänglichen Arbeit als Berufs- arbeit. Immer noch stehen weite Kreise diesen Fragen ohne Verständnis gegenüber.

Ein kleiner Abschnitt aus dem Jahresbericht einer kantonalen Arbeitsgemeinschaft zeigt zwar deutlich, daß wir uns auf gutem Wege befin- den, auch wenn wir noch viel Geduld haben müssen, bis z. B. unsere Forderungen von den Arbeitgeberinnen als richtig anerkannt werden: „Unserem Normalarbeitsvertrag wird von der älteren Generation der Hausfrauen nicht große Sympathie entgegengebracht. Die Frauen sind der Meinung, daß man früher die „Dienstboten“ auch ohne Normalarbeitsvertrag lange Jahre be- halten konnte und sehen darin eine Aufhebung der Arbeitnehmerinnen gegenüber den Arbeit- geberinnen. Dagegen sind die jüngeren Haus- frauen dankbar, daß es einen Normal- arbeitsvertrag gibt, nach dem man sich richten kann. — Es darf auch mit Befriedigung festge- stellt werden, daß die Benennung „Dienstboten, Dienstmädchen“ in den letzten Jahren weitge- hend der Berufsbezeichnung „Hausange- stellte“ Platz gemacht hat. Dies mag für viele eine reine Formsache sein, doch haben auch For- men ihren Wert und Einfluß. In diesem Fall bedeutet die Umstellung einen wertvollen Fort- schritt für die Hausangestellte, denn sie bestätigt, daß ihre Arbeit eine Berufsarbeit ist.“

Warum Mangel an Hausangestellten?

Es geht nicht an, den heutigen Mangel an Hausangestellten zum Gradmesser des Erfolges unserer Arbeit zu machen. Der Mangel bestand schon lange vor der Gründung der Arbeitsgemein- schaften. Die Notwendigkeit, ihm in seinen An- fängen zu wehren, wurde nicht genügend erkannt, es war auch nicht möglich, die Entwicklung der Lage vorauszuweisen. Bis in die Jahre nach 1930 handelte es sich meist um saison- und konjunkture- bedingte Schwankungen des Arbeitsmarktes, und vor allem um einen Mangel an qualifizierten Arbeitskräften. Diesem wurde jeweils durch die Bewilligung von Einreisen gesteuert, ein Weg, den wir im Hinblick auf seine vielseitigen Folgen nicht mehr einschlagen möchten.

Früher konnten mit mehr Recht als in der Ge- genwart die Arbeitsverhältnisse im Hausdienst für den Mangel verantwortlich gemacht werden. Diese sind heute, wenn auch noch nicht überall, so doch vielfach besser geworden, eine Folge der allgemeinen Aufklärung, der Einführung von Normalar- beitsverträgen und unbedingt auch die Folge des Mangels, der die Haus- frauen zur Uebertragung zwingt. Zu dieser in den Arbeitsverhältnissen begründeten Ablehnung des Berufes von Seiten der jungen Mädchen kom- men seit 1939 die Kriegsbedingungen Grün- de: der Wehrdienst, die Beanspruchung des Man- nes durch den Militärdienst, welcher besonders die Frau im häuslichen Hausdienst festhält, die Beanspruchung der Frau durch die Kriegswirt- schaft, die Arme, durch Industrie und Handel.

Ein nicht zu unterschätzender Grund für das Fehlen der jungen Arbeitskräfte — und gerade sie werden ja im Hausdienst am meisten ver- langt — liegt in der Auswirkung des Gebur-

tenrückganges seit 1914. Das demselben eine seit 1939 zunehmende Heiratshäufig- keit gegenübersteht, vermindert generell die Zahl der arbeitenden Frauen und erhöht mit aller Arbeitslosigkeit die Nachfrage nach häuslichen Arbeitskräften. — Die Verknappung von Ar- beitskräften beginnt sich auch in andern Be- reichen auszuwirken, logischerweise zuerst in je- nen, bei denen Arbeitsverhältnisse und An- sichten wenig günstig liegen, wie dies leider doch noch vielfach beim Hausdienst der Fall ist.

Nachwuchs

Immer wieder stellt sich uns die Frage, was kann und darf getan werden, um dem Hausdienst zu Nachwuchs zu verhelfen. Wir haben diese Frage den kantonalen Arbeitsgemeinschaften ge- stellt. Während einzelne keine Möglichkeit sehen, durch irgendeine Maßnahme zu einem Ziel zu kommen, betonen andere, daß durch den haus- wirtschaftlichen Unterricht der Schule die Freude an der Hausarbeit geweckt wird und durch die Werbung bei den zur Schul- entlassung kommenden mehr erreicht wer- den könnte, wenn diese allgemein und mit Ge- schick durchgeführt würde. Die Beeinflussung muß auf die Mütter ausgedehnt, Lehrmeisterin- nen müssen gewonnen und für ihre Arbeit vor- bereitet werden.

Es darf in diesem Zusammenhange mit Befrie- digung konstatiert werden, daß im Winter 1943/44 mehr Lehrmeisterinnen durchge- führt werden als je zuvor. Diese Tatsache, so gut wie die Zunahme der Fachklassen für Hausalt- lehrkräfte, ist nicht zuletzt auf die vorbereitende Arbeit der schweizerischen Kommission für Hausaltlehrefragen (früher Lehrpro- grammkommission) zurückzuführen. Diese wird be- stellt von Vertreterinnen aus 16 Kantonen, Hausfrauen, Hauswirtschaftslehrerinnen, Berufs- beraterinnen und Mitglieder von Hausaltlehre- kommissionen. Die engeblütige Vereinigung ihrer gegenwärtigen Arbeit, eines „Reglementes für die Lehrkräfteausbildung im Priva- haus und die Mindestanfor- derungen für die Hausaltlehreprüfung“ steht bevor. Dieses Reglement wird die Einheits- heit der Prüfung in den Kantonen fördern, aber auch die Abhaltung von Instruktionskur- sen für Prüfungsexperimenter verlangen. Seine Annahme durch die Hausaltlehrekommissionen wird ein Schritt zur Anerkennung des Berufes sein. (Aus dem Jahresbericht der Schweiz, Arbeits- gemeinschaft für den Hausdienst.)

Seit 9 Uhr in Bewegung, und immer sieht sie frisch und gepflegt aus. Sie verwendet eben den neuen Vitafond und erhält damit ihre Haut frisch und geschmeidig. Der neuzeitliche Vitafond ist besser als Puder und haftet viel länger. Machen Sie einen Versuch damit! Auch Sie werden durch Ihren blühenden und frischen Teint angenehm auffallen.

VITAFOND

beim al Puder

9m

Merkur

kaufen wir gut das sagte schon meine Mutter!

Mäwiler Obstessig

vorteilhaft in Preis und Qualität